

leicht deshalb an manchen Stellen bei einer bloßen Problematisierung stehen bleibt. Das ändert freilich nichts daran, dass Maio eine anregende und gut lesbare Studie vorgelegt hat, in der die Perspektiven der Ethik, der Theorie und der Geschichte der Medizin im Blick auf die Forschung am Menschen zusammengeführt werden.

## Die Würde der Tiere

Von THOMAS SCHRAMME (Mannheim)

MARK ROWLANDS: *ANIMALS LIKE US*. Verso Books, London 2002, 222 S.

HEIKE BARANZKE: *WÜRDE DER KREATUR?* Die Idee der Würde im Horizont der Bioethik. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2002, 408 S.

SILKE SCHICKTANZ: *ORGANLIEFERANT TIER?* Medizin- und tierethische Probleme der Xenotransplantation. Campus Verlag, Frankfurt/M. 2002, 344 S.

Am Ende des Titels *Meat is Murder* von The Smiths ertönt ein Chor der geschundenen Kreaturen: Muh, Mäh, Oink. Ungefähr auf diesem Niveau bewegt sich die Studie *Animals Like Us* von Mark Rowlands. Stell dir vor, du bist ein Hühnchen (100). Wie würde es dir dann gefallen, fragt er, wenn man dir deinen Schnabel stutzt? (Falls das schwer auszumalen ist: Denk dir einfach, jemand schneidet dir den Fingernagel, indem er den halben Finger abreißt.) Danach wirst du auf ein paar Quadratzentimetern eingesperrt und dein einziger Lebensinhalt besteht darin, Eier zu legen. Wie – damit wärest du gar nicht einverstanden? Na also...

Wie kommt Rowlands zu einer solchen Argumentationsweise? Sein Buch beginnt ganz traditionell im Sinne der *Animal Liberation* – mit der Ausweitung des moralischen Adressatenkreises. Alle leidensfähigen Wesen müssen demnach moralisch berücksichtigt werden. Auch wenn die anderen Tiere – also alle außer den menschlichen Tieren – nicht als moralische Subjekte gelten können, gehören sie doch zum „moralischen Club“, denn sie verfügen über ein subjektives Wohl (24).

Rowlands argumentiert mithilfe von zwei Prinzipien: Gleichheit und Verdienst. Den Tieren einen Status zweiter Klasse zu geben, würde gegen das Gleichheitsgebot verstoßen. Ungleiche Berücksichtigung kann nur über das individuelle Verdienst gerechtfertigt werden, doch können die Tiere nichts dafür, dass sie nicht moralisch handeln können, das hat die Natur so eingerichtet. Es gibt keinen moralisch relevanten Unterschied zwischen Mensch und Tier, weil die tatsächlichen Unterschiede nicht auf einem Verdienst beruhen (53). Ergo: Alle leidensfähigen Tiere müssen in gleicher Weise berücksichtigt werden wie Menschen. Damit ist weder impliziert, dass wir sie immer genauso behandeln müssen wie Menschen, noch, dass wir nicht bisweilen einen Menschen vor einem Tier bevorzugen dürfen. Doch das Letztere gilt nur im Konfliktfall.

Für Rowlands' eingangs geschilderte Argumentationsweise fehlt nur noch ein Schritt: die Behauptung, das beste Modell zur Verwirklichung seiner beiden Prinzipien sei eine unparteiische Position, wie sie John Rawls mit seinem Schleier des Nichtwissens erreiche. Wenn man sich also fragt, in welcher Weise wir uns gegenüber Tieren verhalten sollen, muss man sich

Rowlands zufolge nur hinter dem Schleier des Nichtwissens vorstellen, welche Regeln wir aufstellen würden, wenn wir nicht wüssten, welcher Spezies wir angehörten. Daher die seltsam anmutende Aufforderung, uns in die Situation eines Huhnes zu versetzen.

Die Ergebnisse des Ansatzes für die moralische Bewertung der Nutzung von Tieren als Nahrungsmittel und für Experimente sowie von Zoos, Jagden und der Haltung von Haustieren, mit denen sich Rowlands in weiteren Kapiteln beschäftigt, liegen auf der Hand. Aber eine besondere Überraschung hält er noch bereit: Tierrechtsaktivismus, wie er gerade in Großbritannien mitunter militant geführt wird, erscheint ihm legitim, selbst wo er illegale Handlungen beinhaltet. Schließlich ist die gegenwärtige Gesetzgebung seiner Meinung nach ja gravierend unmoralisch. Damit nicht genug, denn zumindest bei der Befreiung von Versuchstieren könne sogar die Ausübung von „notwendiger und angemessener“ Gewalt gerechtfertigt sein (191) – wenn auch nicht bei langfristigen Versuchen, die Gesellschaft zu verändern.

Das Buch wendet sich in Ton und Darstellungsweise offensichtlich an ein jüngeres Publikum, insbesondere Studierende. Studierende brauchen der Marktlogik nach kurze, verständliche Einführungen in typische akademische Themen. Aber es rächt sich, dass inzwischen nahezu jeder britische Verlag mit einer eigenen Einführungsreihe auf dem Markt präsent sein will. Dieses wenig überzeugende Werk ist das Resultat.

Sehr viel seriöser ist die Studie von Heike Baranzke, mit der sie an der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn promoviert wurde. Eines ihrer wesentlichen Hauptanliegen besteht darin, Immanuel Kants schlechten Ruf in der Tierethik aufzupolieren. Die titelgebende Frage nach der Würde der Kreatur wird aber entgegen den damit geweckten Erwartungen nicht in Analogie zum Würdebegriff Kants beantwortet. Vielmehr unterscheidet Baranzke in historischen Detailstudien eine zweite Verwendungsweise, die für das Verständnis der zunächst seltsam wirkenden Rede von der Würde des Tieres unabdingbar ist. Selbst wenn man mit ihren Ausführungen nicht in jedem Punkt übereinstimmt, wird man ihre beeindruckende Leistung doch anerkennen können.

Die Würde der Kreatur wird seit 1992 in der schweizerischen Bundesverfassung geschützt. Zeitgleich wurde zum ersten Mal die Würde des Menschen explizit zum Verfassungsgegenstand. Wie in der Gesetzgebung weit verbreitet, war zunächst keineswegs geklärt, was mit dem entscheidenden Ausdruck eigentlich genau gemeint war. Baranzke interpretiert den Würdebegriff anhand von zwei Traditionen – die der *Dignitas* und die der *Bonitas*. Im Ergebnis wird die *Bonitas*-Würde den Tieren (und dem Menschen), die *Dignitas*-Würde allein dem Menschen zugeordnet.

Rowlands würde es vermutlich ein wenig ungerecht erscheinen, dass der Mensch gleich zwei Würden haben soll und die Tiere nur eine. Andere werden einwenden, mit der schweizerischen Initiative sei ein an sich schon problematischer Begriff noch verdoppelt worden. Doch Baranzke zeigt, warum beide Vorwürfe nicht zutreffen. Ihr gelingt es, den Leser auch durch die bisweilen ein wenig detailverliebt wirkenden Passagen bei der Stange zu halten.

Mit der *Dignitas*-Tradition ist die weithin bis heute vorherrschende Auffassung bezeichnet, welche die Würde an Moralität koppelt und damit für den Menschen reserviert. Die Idee der *Bonitas* richtet sich hingegen auf das Wohl empfindungsfähiger Wesen, ja bisweilen aller Organismen. Sie bedient sich des biblischen Schöpfungsgedankens, wird inzwischen aber auch in säkularisierter Form gefunden. Es ist sicher nicht das geringste Verdienst der Schrift Baranzkes, diese vernachlässigte Tradition herauszuarbeiten. Denn sie kann direkt an moralphilosophische Überlegungen zur Schutzwürdigkeit empfindungsfähiger Lebewesen angeschlossen werden.

Unter diesen Gesichtspunkten wird Kant nicht gerade als nahe liegender Referenztheoretiker gelten. Schließlich werden seine Einlassungen zum Schutz der Tiere üblicherweise so verstanden, dass sie keine direkten Objekte der Moral sein können, da Pflichten nur gegen verpflichtungsfähige Wesen, demnach vernunftfähige Personen, bestehen. Tiere müssten bloß um des Menschen willen geschützt werden, um ihn vor Verrohung zu schützen. Baranzke stellt diese Interpretation nicht grundsätzlich infrage, setzt vielmehr die Schwerpunkte anders, um zu einem differenzierten Bild zu gelangen und Kants tierethische Reputation zu stärken.

Sie argumentiert insbesondere unter Bezugnahme auf Kants Ausführungen zu den strikten Pflichten gegen sich selbst. Ihr Beweisziel ist die Integration des Tierschutzes in diesen Bereich moralischen Handelns. Wer Tiere quält, so die Behauptung, wirft die Menschheit in sich selbst weg und verstößt damit gegen eine strikte Pflicht gegen sich selbst. Mit dieser Argumentationsstrategie lädt sich Baranzke allerdings schwerwiegendes Gepäck auf. Ihr Vertrauen in die metaphysischen Prämissen Kants – insbesondere seine Unterscheidung von *homo noumenon* und *homo phaenomenon* – ist schon bewundernswert. Allerdings nimmt sie dadurch auch die Einwände gegen die Idee von Pflichten gegen sich selbst nicht ernst genug. Schwerwiegender scheint mir allerdings ihre Nonchalance gegenüber der grundsätzlichen Kritik an der Auffassung Kants, die sich an der tierethischen Integration zweiter Klasse stößt. Mögen sich die Forderungen Kants im Vergleich zu eudämonistischen Moraltheorien inhaltlich auch kaum unterscheiden, die bloß indirekte Begründung der Berücksichtigung von Tieren überzeugt eben nicht jeden.

Baranzke dagegen verteidigt ihren Kant mit Klauen und Zähnen. Dabei muss sie – um des Argumentationsziels willen – mehrfach betonen, der eigentliche Verpflichtungsgrund bei Kant sei ja die Erfüllung des Sittengesetzes. Selbst der Mensch als *homo phaenomenon* verdiene keine Achtung, auch das Wohlbefinden des empirischen Menschen besitze keinen Eigenwert. Ihre Apologie gipfelt im nahe am Paradoxen vorbeischrägenden Satz: „Humanität dient bei Kant der Moralität, nicht umgekehrt“ (210).

Baranzkes These, sogar der Buhmann der Tierethiker – Kant – könne durchaus für den Tierschutz in Anschlag gebracht werden, kommt Silke Schicktanz sehr entgegen. Denn sie baut in ihrer Tübinger Dissertationsschrift, die eine Technikbewertung der Xenotransplantation (Übertragung tierischen Gewebes auf den Menschen) beinhaltet, auf einen Konsens in ethischen Fragen, zumindest was „mittlere Regeln“ angeht. Diese Idee, sich aus dem begründungsphilosophischen Handgemenge herauszuhalten, und stattdessen auf Übereinstimmungen zu setzen, übernimmt sie von zwei Heroen der Medizinethik: Tom Beauchamp und James Childress.

Für Schicktanz hatten sich bereits aus der Untersuchung des technischen und wissenschaftlichen Forschungsstandes schwerwiegende Bedenken ergeben, die insbesondere mit weithin ungeklärten Risiken für den Organempfänger und seine Umwelt zu tun haben. Die Bilanz wird noch bedenklicher, wenn die medizinethischen Regeln – Achtung der Autonomie, Nichtschädigen, Fürsorge und Gerechtigkeit – zu Grunde gelegt werden. Denn im Kontext der Infektionsrisiken für Dritte (die sich aus der möglichen Übertragung von Krankheitserregern, insbesondere Retroviren, ergeben) könnten sich für den Patienten schwerwiegende Freiheitseingriffe ergeben.

In der ethischen Bilanzierung unterbewertet wird hingegen bisweilen die tierethische Komponente, der Schicktanz einen eigenen Teil widmet. Tiere werden nicht nur als Organquelle benötigt – das sind heutzutage meistens Schweine, die zusätzlich genetisch manipuliert werden –, sondern auch als Versuchstiere in der präklinischen Forschung. Dazu dienen hauptsäch-

lich Primaten, was die Sache für die meisten Menschen besonders anstößig werden lässt. Schicktanz argumentiert unter Bezugnahme auf Regeln, die sie in Analogie zur medizinethischen Untersuchung gewinnt. Diese können allerdings nur im Leidvermeidungsgebot auf einen ähnlich umfassenden Konsens bauen. Im Ergebnis ergibt sich auch dabei, dass, selbst wenn man der Meinung anhängt, Tiere dürften für bestimmte medizinische Zwecke geopfert werden, die Ziele der Xenotransplantation das damit einhergehende Leid der Tiere keineswegs rechtfertigen.

Angesichts von Schicktanz' Resümee, die Alternativen zur Xenotransplantation sollten verstärkt erforscht werden, überrascht ihre kurzatmige Zurückweisung einer der wohl einfachsten Lösungen zur Abmilderung des Organmangels: die Änderung der zumindest in Deutschland strengen rechtlichen Grundlage für die Organentnahme (90). Die hierzulande praktizierte erweiterte Zustimmungsregelung, nach der Entnahmen nur zulässig sind, falls der Tote selbst vorher sein Einverständnis erklärt hatte oder seine Angehörigen zustimmen, verdiente durchaus einige kritische Worte. Was allerdings die Xenotransplantation als solche angeht, ist Schicktanz' Studie nicht nur als Einführung in die Thematik gelungen, sondern auch in ihren Ergebnissen überzeugend.

Die besprochenen Bände belegen die inzwischen – bei aller Differenz im Detail – weithin herrschende Überzeugung, dass Tiere durch moralische Regeln geschützt zu werden verdienen. Sie sind leidensfähige Adressaten unseres Handelns und damit beanspruchen sie unsere Rücksicht. Zwar herrscht noch Diskussionsbedarf, was dieser Schutzanspruch konkret von uns Menschen verlangt, doch wird man nicht Rowlands extremer Position zustimmen und den Tieren denselben moralischen Status zuschreiben müssen, um mit Baranzke und Schicktanz anzuerkennen, dass ihnen nur mit sehr guten Gründen Leid zugefügt werden darf. Die wörtlich zu nehmende Ausbeutung von Tieren im Falle der Xenotransplantation entlarvt, dass einige unserer angeblich guten Gründe nicht mehr darstellen als verlogene Ausflüchte.

## **Grenzen der Freiheitskritik**

Von MICHAEL PAUEN (Magdeburg)

BARBARA GUCKES: IST FREIHEIT EINE ILLUSION? Eine metaphysische Untersuchung. Mentis Verlag, Paderborn 2003, 235 S.

Das Problem der Willensfreiheit hat in letzter Zeit wieder verstärkte Aufmerksamkeit erfahren. Grund dafür sind allerdings weniger neue Entwicklungen in der Philosophie, sondern Erkenntnisse der Neuro- und Kognitionswissenschaften sowie die sehr weit reichenden skeptischen Schlussfolgerungen, die einige Vertreter dieser Fächer aus diesen Erkenntnissen ableiten. In der Regel ist das philosophische Problembewusstsein in dieser Diskussion nicht sehr weit ausgebildet. Schon allein deshalb ist ein Buch zu begrüßen, das einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Debatte gibt. Dies gilt umso mehr, wenn dabei noch eine eigenständige Position entwickelt wird – auch wenn der so genannte „Impossibilismus“, den Barbara Guckes in dem vorliegenden Buch vertritt, den Freunden der Freiheit wenig Vergnügen bereiten dürfte.